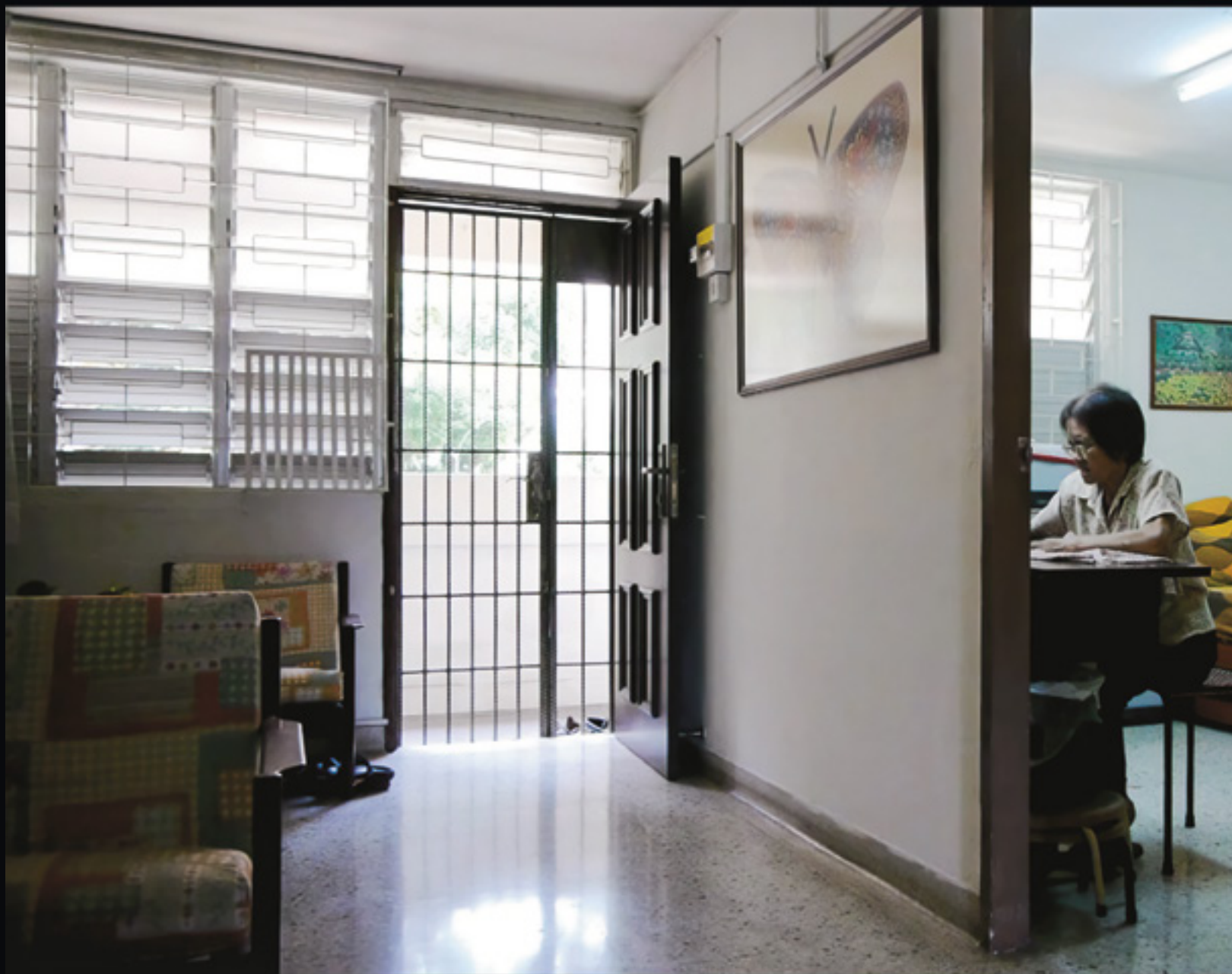




„Wir brauchen Formen
der Reproduktion,
die uns nicht
voneinander trennen“

Silvia Federici im Gespräch mit Lilian Chee
über Hausarbeit und die Rolle der Architektur im Prozess
der Emanzipation



Silvia Federici gehört seit den 1970er-Jahren zu den Vorkämpferinnen der internationalen Frauenbewegung, zunächst in Italien und später in den USA, wo sie 1975 den amerikanischen Ableger der Aktivist*innen-gruppe Wages for Housework gründete. Seitdem lebt und lehrt Federici in New York. Ihre Schriften wurden zu Grundlagentexten für feministische Gruppen weltweit, die die Anerkennung umfassender Arbeitsrechte für häusliche Tätigkeiten fordern. Lilian Chee ist außerordentliche Professorin an der Architekturfakultät der National University of Singapore. Sie forscht unter anderem zu öffentlichem Wohnungsbau, Häuslichkeit und den Auswirkungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung auf die Raumproduktion.

LILIAN CHEE: In meiner Forschungsarbeit habe ich mich mit verschiedenen Auslegungen des Begriffs der Häuslichkeit beschäftigt, insbesondere damit, dass wir im architektonischen Diskurs zwar eine klare semantische Unterscheidung zwischen „Zuhause“ und „Wohnung“ treffen, aber dabei die häusliche Arbeit – verstanden als eine Reihe von Tätigkeiten, die das Bewohnen und die Führung eines Haushalts bestimmen – weitgehend ausklammern. Und zwar weil sie ein gewisses Maß an Arbeit beinhaltet, die außerhalb der Sphäre der kapitalistischen Wertschöpfung liegen. Häusliche Tätigkeiten dienen der Instandhaltung, und Instandhaltung wird in der Architektur oft nicht berücksichtigt. Gemeinsam mit dem Filmemacher Lei Yuan Bin aus Singapur habe ich einen Film mit dem Titel *03-Flats* konzipiert, in dem wir drei alleinstehende Frauen begleiten, die in verschiedenen Phasen ihres Lebens ihre Hausarbeiten bewerkstelligen. Sie leben in drei der viel gerühmten und politisch viel diskutierten staatlichen Wohnblocks, die von der für Wohnungsbau zuständigen

Behörde Singapurs, dem Housing and Development Board (HDB), errichtet wurden. Der öffentliche Wohnungsbau in Singapur funktioniert nach dem Prinzip der Konzession. Die Wohnungen werden vom Staat an die Bürger*innen verpachtet. Durch diese Bereitstellung von Wohnraum deckt Singapur erfolgreich einen sozialen Grundbedarf, allerdings sind die Wohnungen des HDB auf die klassische Kernfamilienstruktur ausgerichtet. Man muss nach wie vor verheiratet sein, um eine neue subventionierte Wohnung beantragen zu können. Diesem sozial fortschrittlichen Wohnungsbauprogramm liegt also eine ganz konkrete Vorstellung davon zugrunde, was unter einer Familie zu verstehen ist. Singles haben erst mit Vollendung des 35. Lebensjahrs einen Anspruch auf eine staatliche Wohnung, ganz zufällig jenes Alter also, ab dem man bei Frauen davon ausgeht, dass sie keine Kinder mehr bekommen. Manche junge Menschen heiraten deswegen, andere treffen kreative Arrangements wie etwa Homosexuelle, die mit einer Person des anderen Geschlechts eine Ehe eingehen, aber dann getrennt voneinander wohnen. Gleichzeitig gilt in diesem Land Wohnen als Grundrecht. Wenn man als Staatsbürger*in von Singapur keinen Zugang zum staatlichen Wohnungsmarkt hat, verliert man also einen wesentlichen Bestandteil seiner Rechte. Daneben gibt es natürlich auch diejenigen, die keinen Anspruch auf eine Wohnung haben, weil sie nicht die Staatsangehörigkeit Singapurs besitzen. Darunter fallen Zehntausende ausländische Hausangestellte, zumeist Frauen aus anderen südostasiatischen Ländern, die mit einem speziellen Arbeitsvisum nach Singapur kommen, das in den 1970er-Jahren im Rahmen eines staatlichen Programms eingeführt wurde. Sie lassen ihre eigenen Familien zurück und kümmern sich in einem Land mit höherem Lohnniveau um die Familien anderer, damit sie ihren eigenen Angehörigen Geld schicken können. Ich habe selbst seit acht Jahren eine ausländische Hausangestellte. In Südostasien haben Hausangestellte nicht die gleichen Rechte und Freiheiten wie die anderen Menschen. Das berührt mich persönlich sehr, und als Feministin tue ich mich schwer damit, mit der Situation zurechtzukommen, weil ich in gewisser Weise selbst ein Teil des Problems bin: Meine Angestellte kümmert sich um meine Kinder, um ihren eigenen beiden Töchtern im Teenageralter eine bessere Ausbildung ermöglichen zu können. Wir können zwar beruflich und menschlich sehr gut miteinander, doch aufgrund des zwischen uns bestehenden

Klassenunterschieds und Machtgefälles enden meine Anläufe, eine wirklich freundschaftliche Beziehung aufzubauen, oft in einer verlegenen Situation, die zwischen Solidarität und Gönnerhaftigkeit oszilliert.

SILVIA FEDERICI: Ich kann hier drei Hauptthemen herauslesen: erstens die Frage der Care-Arbeit, zweitens die Frage, welchen Einfluss Raum und Architektur auf die Gestaltung sozialer Beziehungen haben, und drittens die Frage der Rechte von Hausangestellten in der globalen Wirtschaft. Alle drei Themen hängen eng miteinander zusammen und sind ausgesprochen wichtig.

Zunächst zur Care-Arbeit. Hier muss ich vorausschicken, dass am Konzept der Care-Arbeit zunehmend Kritik geübt wird. Premilla Nadasen hat in ihrem vor kurzem erschienenen, eindringlichen Artikel mit dem Titel *Rethinking Care Work: (Dis)Affection and the Politics of Caring*⁰¹ den Begriff problematisiert, weil die Rechte der Hausangestellten durch die Betonung auf das „Care“, das Kümern, an ihre emotionale Bindung zu den Menschen geknüpft werden, für die sie arbeiten. Das ist, als würde man sagen, dass diese Frauen nicht deshalb Rechte haben, weil sie Arbeitnehmerinnen sind, also wegen ihrer Arbeit, sondern nur insoweit, wie sie ihre Arbeitgeber glücklich machen, nur dann, wenn sie sich um Menschen kümmern, die über mehr Geld verfügen als sie selbst. Nadasen plädiert deshalb dafür, den Begriff „Care-Arbeit“ als Feminist*in zu vermeiden. In den 1970er-Jahren sprachen wir nie von „Care-Arbeit“, sondern von „Hausarbeit“ und später „reproduktiver Arbeit“, weil wir erkannten, dass die Arbeit, die für die Reproduktion des täglichen Lebens geleistet wird, über das Haus hinausgeht, zum Beispiel, wenn eine Frau ein Kind zur Schule bringt oder mit dem Lehrer spricht oder wenn ihre Arbeit zur Regeneration der sozialen Umwelt beiträgt. Trotzdem ist es wichtig hervorzuheben, dass das Haus im Mittelpunkt steht, weil Fortpflanzung, Sexualität und Hausarbeit das Herzstück der Reproduktion des täglichen Lebens und der Reproduktion der Arbeitskraft sind.

Und nun zur Frage von Raum und Architektur, wo gerade große Veränderungen im Gange sind. In diesem Zusammenhang möchte ich auf ein Buch verweisen, das, auch wenn es bereits vor genau 40 Jahren

erschien, immer noch grundlegend für das Verständnis davon ist, wie Raum und Architektur die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern bestimmen: Dolores Haydens *The Grand Domestic Revolution*.⁰² Die Autorin zeichnet darin nach, wie sich die Kämpfe der Frauen in den Vereinigten Staaten zwischen den 1870er- und den 1920er-Jahren auf die Herausbildung neuer Bauformen und Stadtviertel auswirkte. Manche dieser Frauen waren Revolutionärinnen, Anarchistinnen, utopische Sozialistinnen, andere waren Reformerinnen. Sie kamen aus unterschiedlichen sozialen und politischen Verhältnissen, aber sie hatten alle eines gemeinsam: Sie kämpften dagegen, dass das Zuhause ein Ort war, an dem Frauen isoliert voneinander arbeiteten, und stellten sich eine andere, sozialere Form von reproduktiver Arbeit vor. Denn wie die italienische feministische Denkerin Leopoldina Fortunati erkannte, hat die kapitalistische Entwicklung die Arbeiterinnen zwar in der Fabrik vereinigt, aber zu Hause voneinander getrennt. In *The Grand Domestic Revolution* zeigt Dolores Hayden, dass die amerikanische Frauenbewegung wegen dieser grundsätzlichen Trennung zwischen Produktion und Reproduktion an die Spitze des Kampfes für die Kollektivierung und Vergemeinschaftlichung der Hausarbeit trat. Auch Frauen, die keine Architektinnen waren, entwarfen teils Grundrisse für revolutionäre Gebäude, die anstelle der Einzelküchen in den Wohneinheiten Gemeinschaftsküchen im Erdgeschoss vorsahen. Hayden argumentiert, dass die Neighborhood Restaurants in den USA aus den Bemühungen dieser Frauen hervorgingen, die Küche zu einem gemeinschaftlichen Ort zu machen. In *Redesigning the American Dream*⁰³ zeigt sie, wie die Behörden während des Krieges ein ganzes System der kollektiven Reproduktion schufen, um Frauen für die Kriegsindustrie zu rekrutieren, während die Männer in der Armee waren. So konnten Frauen zum Beispiel morgens ihre Kinder und ihre Wäsche abgeben und sie abends wieder abholen. Als nach dem Krieg die große Abwanderung in die Vorstädte begann und die Kernfamilie zum Hauptgegenstand der amerikanischen Konsumwirtschaft wurde, war es damit allerdings vorbei, und für viele Frauen begann eine neue Phase der Isolation.

Hayden arbeitet in *Redesigning the American Dream* heraus, wie sehr die Architektur der Vorstadthäuser dazu beitrug, eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung herbeizuführen, die Hausfrau an die Hausarbeit zu binden und die männlichen Arbeiter voneinander fernzuhalten, damit sie sich nicht gewerkschaftlich organisieren konnten. Das zeigt, wie eng die Politik des Raums mit Fragen der Arbeit und insbesondere der Organisation der reproduktiven Arbeit verbunden ist. Heute ist die Realität in den Vereinigten Staaten eine andere: Die traditionelle Familie ist in Auflösung begriffen, immer mehr Menschen leben allein oder bilden neue Familienformen, die nicht durch Verwandtschaft oder Heirat, sondern lediglich durch wirtschaftliche Notwendigkeit oder kulturelle oder politische Präferenzen verbunden sind. Dadurch kommt es zu einer neuen Kommunalisierung des reproduktiven Lebens und einem radikalen Neudenken des Zuhauses. Beides zielt auf die Vergemeinschaftlichung der Reproduktion ab. Es ist davon auszugehen, dass für die meisten Frauen nicht die Hausarbeit selbst das Problem ist, sondern die miserablen Bedingungen, unter denen sie verrichtet wird. Dass sie für diese Arbeit zuständig sind, dass die Arbeit abgewertet wird, unbezahlt ist, wirtschaftliche Abhängigkeit von einem Mann mit sich bringt – all das sind erhebliche Probleme. Was die große Mehrheit der Frauen aber in erster Linie stört, ist die Organisation der Reproduktion, die Art und Weise, wie sie die Frauen voneinander trennt, wie sie sie den ganzen Tag mit einem Kleinkind oder einer älteren, kranken Person allein lässt, um die sie sich ganz allein kümmern müssen. Wenn wir diese Arbeit dagegen kollektivieren, dann kümmert sich eine Person jetzt und eine andere später. Die Aufgaben werden geteilt, und damit auch die Verantwortung. Der Kampf gegen die Abwertung der reproduktiven Arbeit nahm in meinem ganzen Arbeitsleben großen Raum ein, verbunden mit dem Aufruf, unseren gesellschaftlichen Reichtum anders einzusetzen, um seine Kollektivierung zu fördern.

In den letzten Jahren waren massive Veränderungen zu beobachten, insbesondere in Ländern wie Chile oder Argentinien, die große Wirtschaftskrisen durchlebten.



FILMSTILLS AUS 03-FLATS, 2014

Der von Lilian Chee konzipierte und unter Regie von Lei Yuan Bin entstandene Film 03-FLATS handelt von den Versprechen und Realitäten von Singapurs öffentlichem Wohnungsbau. In Singapur, wo knapp 80 Prozent der Bevölkerung in Wohnungen des Housing and Development Board leben und rund ein Drittel Singles sind, haben alleinstehende Personen unter 35 Jahren keinen Anspruch auf staatlich geförderte

Wohnungen. Die heteronormative Kleinfamilie wird durch die Wohnungspolitik sowie Wohnraumgestaltung bevorzugt, die Autonomie von Frauen stark beschränkt. Der Film porträtiert drei alleinstehende Frauen in Singapur, die sich in unterschiedlichen Phasen ihres Lebens ihre Eigenständigkeit erkämpfen. 03-FLATS basiert auf einem akademischen Forschungsprojekt von Lilian Chee zur architektonischen Repräsentation von Häuslichkeit.



Alle Fotos: Courtesy Lei Yuan Bin und Lilian Chee

„Der Kampf gegen die Abwertung der reproduktiven Arbeit nahm in meinem ganzen Arbeitsleben großen Raum ein, verbunden mit dem Aufruf, unseren gesellschaftlichen Reichtum anders einzusetzen, um seine Kollektivierung zu fördern.“ – SILVIA FEDERICI

Die Menschen standen fast vor dem Nichts und sahen die Vergemeinschaftlichung der reproduktiven Arbeit als einzigen Ausweg. Frauen setzten sich für die Entwicklung von Projekten wie Urbane Landwirtschaft, Gemeinschaftsküchen und lokale Unterstützungsgruppen ein, um dafür zu sorgen, dass jedes Kind zumindest ein Glas Milch oder eine *Merienda*, also einen Nachmittags-snack bekommt. Auch wir müssen heute dafür kämpfen, dass Städte und Häuser wieder Räume haben, in denen wir zusammenkommen und die reproduktive Arbeit gemeinschaftlich verrichten können. Besonders wichtig ist das in Ländern wie den Vereinigten Staaten, da es dort traditionell nur wenige Orte für kollektive Zusammenkünfte gibt. Die meisten Städte in den USA haben nicht einmal einen öffentlichen Platz. Ganz anders als in Europa, wo die Städte im Mittelalter um Plätze herum gebaut wurden, weil es einen großen wirtschaftlichen Bedarf an gemeinschaftlichen Räumen gab. Heute gibt es in Europa und in den Vereinigten Staaten gleichermaßen neue Auseinandersetzungen um den öffentlichen Raum und den kommunalen Wohnungsbau. Es gibt eine Tendenz, die Isolation des Vorstadthauses aufzubrechen und neue Formen der Reproduktion zu entwickeln, die uns nicht voneinander trennen.

Schließlich stellt sich noch die Frage nach der Beziehung zwischen der feministischen Bewegung und den Kämpfen der Hausangestellten: In den letzten 20 Jahren beobachte ich überall auf der Welt eine enorme Zunahme von Bewegungen von Hausangestellten, etwa den Domestic Workers United in den USA, oder Territorio Doméstico in Spanien. Diese Bewegungen sind die Alternative zu den Mikroämpfen, die wir täglich auszufechten haben. Sie verändern die Machtverhältnisse zwischen Frauen. Das Machtgefälle in der Beziehung zwischen Hausherrin und Dienstmädchen ist ein altes Dilemma. Es spielt keine Rolle, wie gut und ernst gemeint die Absichten sind, denn die Machtverteilung zwischen Arbeitgeberin und Arbeitnehmerin wird immer ungleich sein. Genau deshalb ist es aber so wichtig, die Dinge durch die Brille des Feminismus zu betrachten, denn die

Aktivistinnen unter den Hausangestellten sagen: „Wir kämpfen nicht gegen unsere Arbeitgeberinnen, sondern wir fordern sie auf, sich uns anzuschließen. Wir fordern sie auf, gemeinsam mit uns für den institutionellen Wandel zu kämpfen, der stattfinden muss, damit Hausangestellte die gleichen Rechte haben und die gleichen Garantien erhalten wie alle anderen Arbeitnehmer. All die kleinen Missstände, denen Hausangestellte ausgesetzt sind, werden durch den großen Missstand ermöglicht, der auf die Regierungen und Institutionen zurückzuführen ist und von den nationalen Regelungen ausgeht.“ In Kanada muss man beispielsweise zwei Jahre lang im Haus des Arbeitgebers leben, bevor man ein dauerhaftes Arbeitsvisum beantragen kann. Versuchen Sie sich einmal vorzustellen, was in diesem Zeitraum alles passieren kann. In diesen zwei Jahren müssen die Frauen alles hinnehmen. Wenn sie misshandelt werden, haben sie keine Handhabe, denn würden sie dagegen protestieren, nehmen sie sich die Chance auf ein Visum.

LC: So habe ich das bisher gar nicht gesehen. Man betrachtet politische Bewegungen oft als „wir gegen die“, als etwas Binäres. Dabei sollte man mit gegenseitiger Solidarität unter den Frauen argumentieren: „Ich brauche deine Arbeit in meinem Haushalt, weil ich selbst hinausgehen und meine Arbeit einem anderen Wirtschaftszweig anbieten muss; doch als Frau werde auch ich fordern, dass du für deine Arbeit die vollen institutionellen Rechte erhältst.“ Dann kämpfen wir beide gemeinsam. Wir kämpfen dann für dieselbe Sache.

SF: Ja! Und es geht hier um etwas noch Grundsätzlicheres: Die Abwertung der Hausarbeit betrifft alle Frauen, nicht nur die Hausangestellten. Die Abwertung ihrer Arbeit ist die Abwertung der reproduktiven Arbeit, von der jede Frau betroffen ist, einfach weil sie eine Frau ist. Der Kampf der Hausangestellten ist der Kampf aller Frauen.

LC: Hier in Singapur gibt es beispielsweise viele ältere Frauen, die keine Hausangestellten sind, sondern informell Kinderbetreuung anbieten. Meistens sind sie bereits im Ruhestand und haben Zeit. Dabei übernehmen sie die Arbeit, die traditionell

von den Großeltern erwartet wird. In Südostasien ist es üblich, die Kinder nach der Schule bei den Großeltern zu lassen, aber nicht alle haben diese Möglichkeit, vor allem, wenn die Großeltern in einer anderen Stadt leben. Daher geben die Eltern ihre Kinder in die Obhut dieser Betreuerinnen, bei denen es sich in der Regel um vertrauenswürdige ältere Frauen handelt, die in der Nachbarschaft bekannt sind. Wenn nun aber die Care-Arbeit abgewertet wird, wird auch ihre informelle Arbeit abgewertet und ebenso die der Großeltern.

SF: Und die Arbeit liegt dabei üblicherweise bei der Großmutter, in der Regel der Mutter der Mutter.

LC: Da haben Sie recht, es ist immer die Großmutter mütterlicherseits, auf die wir uns verlassen, denn als Mutter fühlt man sich nicht immer wohl dabei, die Familie des Vaters um Hilfe zu bitten. Man hat dann das Gefühl, in der Schuld der anderen zu stehen, und tut alles Mögliche, um das zu kompensieren. Es überrascht mich etwas, dass Sie das erwähnen, Silvia, denn ich dachte, das sei typisch asiatisch.

SF: Ganz und gar nicht, das ist überall so. Ich kenne das aus Italien und auch hier in den USA funktioniert es nicht anders. In der Regel kümmert sich die Mutter der Mutter um die Kinder.

Was die informelle Organisation der reproduktiven Arbeit betrifft, kommt es in den USA häufig vor, dass eine Frau, die sich um ihre eigenen Kinder kümmern muss, weil sie nicht über die finanziellen Mittel verfügt, sie in die Kita zu geben, für wenig Geld die Kinder anderer Frauen aus der Umgebung mitversorgt. Kinderbetreuung ist hier sehr teuer geworden, da es keine staatliche, institutionelle Förderung mehr gibt, weshalb man als Mutter hauptsächlich auf private Anbieter angewiesen ist, die sehr viel kosten. Die meisten Frauen können sich das nicht leisten. Aus diesem Grund kam diese Form der informellen Organisation auf. Daneben gibt es echte Kooperativen von Frauen, die sich organisiert haben, um Kinderbetreuung oder Altenpflege anzubieten. Solche Zusammenschlüsse können Hausangestellten und Frauen im Allgemeinen große Macht verleihen. Wenn Betreuung

„Wir brauchen mehr Geld, wir brauchen mehr Ressourcen, wir brauchen öffentliche Gebäude, wir brauchen Platz, wir brauchen Wohlfahrtssysteme, um eine Reproduktion anbieten zu können, die diesen Namen auch verdient.“ – SILVIA FEDERICI

und Pflege kooperativ organisiert sind, sind sie nicht mehr in so hohem Maße eine Beziehung zwischen zwei Personen, was immer schwierig ist aufgrund der damit einhergehenden emotionalen Verbindung. Letztlich liegt die Lösung auf der institutionellen Ebene. Wir brauchen mehr Geld, wir brauchen mehr Ressourcen, wir brauchen öffentliche Gebäude, wir brauchen Platz, wir brauchen Wohlfahrtssysteme, um eine Reproduktion anbieten zu können, die diesen Namen auch verdient. Wir müssen ein Leben reproduzieren, das lebenswert ist. Deshalb brauchen wir den Kampf um die Aufwertung und Vergemeinschaftlichung der reproduktiven Arbeit, und deshalb müssen feministische Kämpfe eine materielle Basis haben.

Derzeit wird in den USA eine Debatte über die Gewährung staatlicher Zuschüsse für die Kinderbetreuung geführt. Es handelt sich dabei um einen großen feministischen Kampf, der alle Frauen betrifft und eng mit dem Kampf der Hausangestellten verbunden ist, aber wie in vielen anderen Situationen werden die Frauen dazu gedrängt, gegeneinander um Ressourcen, um Arbeit, um Zeit zu kämpfen. Ich bezeichne das als die Umverteilung der Armut. Die feministische Bewegung hat sich zu sehr darauf beschränkt, für besser bezahlte Arbeitsplätze zu kämpfen, aber das genügt nicht. Es reicht nicht, denn man hat dann zwar vielleicht ein besseres Gehalt und kann sich vielleicht etwas zusätzliche Hilfe im Haushalt leisten, aber wenn man immer mehr für eine privatisierte und individualisierte Tagesbetreuung zahlen muss, bleibt am Ende nichts übrig. In den Vereinigten Staaten verschulden sich Frauen, weil ihr Verdienst nicht ausreicht, und benutzen ihr Gehalt als Sicherheit für einen Kredit. Das Gehalt ist heute der Weg zu einem Kredit. Man muss mehr arbeiten, damit man sich höher verschulden kann, aber die Wurzel des Ganzen ist die Abwertung der reproduktiven Arbeit.

GASTREDAKTION (DOS): An dieser Stelle möchte ich mich mit meiner Sichtweise als Architektin einbringen, weil ich glaube, dass Lilians persönlicher Kampf auch mit unserer Profession zu tun hat, ebenso wie mit der Situation der Hausangestellten.

Die Architektur ist ein sehr elitärer Beruf, und dennoch wird die Arbeit der Architekt*innen völlig abgewertet. Es ist nahezu unmöglich, als junge Architektin seinen Lebensunterhalt zu verdienen, vor allem, wenn man aus armen Verhältnissen stammt. Wir denken gerne, dass unser Beruf mit großer sozialer Verantwortung einhergeht, doch gleichzeitig sind wir uns latent bewusst, dass er größtenteils im Dienste eines Systems steht, das genau jene sozialen Ungerechtigkeiten reproduziert, die wir beseitigen wollen. Unsere Arbeitsethik steht in völligem Widerspruch zur Realität des Berufsalltags. Ich komme aus Brasilien. Dort stellen Frauen unter den Architekturstudierenden die Mehrheit dar. Wenn sie dann aber ihr Studium erst einmal abgeschlossen haben, stellen sie fest, dass das Leben sehr schwierig wird, insbesondere, wenn man Kinder möchte. Das in der Architekturbranche erwartete Engagement und die Prekarität sind für das Muttersein nicht gerade förderlich. Und dann kommt dieser Moment der Erleuchtung, in dem man denkt: „Ich mache jeden Tag Überstunden und kann mir trotzdem keine Hausangestellte leisten, die sich um meine Kinder kümmert, während ich Wohnungen entwerfe und baue, die laut Gesetz ein Zimmer für Hausangestellte mit einer separaten Toilette haben müssen.“ In Brasilien wird für Wohnungen mit mehr als drei Zimmern, die keine separate Toilette für die Hausangestellte aufweisen, gar keine Baugenehmigung erteilt. In diesem Augenblick wird einem klar, dass die Architektur Teil eines ziemlich ausgeklügelten Modells ist, in dem sie systematisch bestehende Geschlechter- und Klassenunterschiede reproduziert, anstatt sie zu beseitigen.

SF: Ich habe mit Hausangestellten und der nationalen Organisation der Hausangestellten in Brasilien gesprochen. Eines ihrer großen Themen ist die Verpflichtung, im Haushalt des Arbeitgebers zu wohnen, denn dadurch wird das Leben sehr schwierig. Es wird schwierig, nach dem Arbeitstag rauszukommen, sein eigenes Leben zu führen, sich geistig, emotional und politisch zu entwickeln. Wenn man Teil der Familie wird, ist es schwierig, nein zu sagen, Grenzen zu setzen, mit der emotionalen

Eingebundenheit zurechtzukommen, und eine Bezahlung der Überstunden zu verlangen. Viele Hausangestellte können nicht einmal ihre Tür schließen, für ihre Zimmer gibt es nicht einmal einen Schlüssel. Sie können jederzeit geweckt werden. In Brasilien wird sehr explizit für das Recht gekämpft, nicht beim Arbeitgeber wohnen zu müssen.

DOS: Lilian, wie sehen die Lebensumstände in Singapur aus? Wo wohnt Ihre Hausangestellte?

LC: Sie wohnt bei uns. In Singapur ist es ausländischen Hausangestellten untersagt, außerhalb des Hauses zu wohnen, in dem sie arbeiten, sofern sie nicht über eine andere Arbeitserlaubnis verfügen. Sie müssen bei der Familie einziehen, die für ihr Visum bürgt. Anfangs fiel es mir wirklich schwer, meine Wohnung zu teilen, und so geht es mir manchmal auch heute noch. Meine Hausangestellte kommt von den Philippinen. Ich bestärke sie darin, zweimal im Jahr nach Hause zu fahren und an den Wochenenden etwas zu unternehmen. Sie hat Freunde aus ihrer Heimatstadt und sogar einige Verwandte, die hier arbeiten. Aber sie muss bei mir wohnen, es gibt keine andere Möglichkeit. Es ist sogar noch schlimmer als in Kanada, denn auch nach zwei Jahren bekommt sie hier kein unabhängiges Arbeitsvisum. Solange sie Hausangestellte ist, muss sie beim Arbeitgeber leben. Es gibt Fälle von ausländischen Hausangestellten, die bei einer Familie gemeldet sind, die ihre Dienste aber gar nicht in Anspruch nimmt, sondern nur das Programm nutzt, um ein Zimmer an jemanden unterzuvermieten, der dann als Hausangestellte für eine andere Familie arbeitet. Aber eigentlich ist das illegal.

Die Politik erzeugt durch ihre Visa-bestimmungen ein Problem, und die Architektur unterstützt sie dabei aktiv, indem sie bestimmte Arten von Räumen schafft, die dieser Politik entsprechen. Wenn man als Hausangestellte nach Singapur kommt, muss man als Erstes einen Kurs absolvieren, wo man unter anderem lernt, dass man seine Tür nicht schließen soll. Können Sie sich das vorstellen? Mir ist schon passiert, dass unsere Hausangestellte auf meine Bitte, ihre Tür zuzumachen, antwortete: „Nein, ist schon gut.“ Dann muss ich richtig darauf





bestehen und sagen: „Nein, deine Tür muss wirklich nicht immer offen bleiben.“ Aber die Hierarchien sind hier so tief verwurzelt, dass sich nichts ändern wird, solange wir die Politik nicht ändern und den Hausangestellten mehr Autonomie einräumen, denn sie haben einfach nicht die gleichen Rechte.

SF: Es ist in der Tat schwierig, zu Hause räumliche Beziehungen auszuhandeln. Das ist schon mit dem Partner oder der Partnerin, den Kindern, den Freund*innen nicht einfach, aber mit einer Person, mit der man in einer objektiven Hierarchie steht, ist es besonders schwierig. Das macht das Aushandeln der Beziehung ungemein kompliziert, weil viele verschiedene Faktoren ins Spiel kommen: Schuldgefühle, Dinge, die gesagt, nicht gesagt oder verdrängt werden. Manche Dinge lassen sich nicht in einer Beziehung zwischen zwei Personen aushandeln.

LC: Wenn wir nochmals zur Architekturbranche zurückgehen, muss man sagen, dass die Art und Weise, wie sich die Profession organisiert, immer noch sehr patriarchalisch ist: die Beschäftigungsstrukturen, die Arbeitszeiten, die Ethik des Baugewerbes. Dem Sektor fehlt nicht nur das Bewusstsein für das Thema Fürsorge, sondern er profitiert auf allen Ebenen von der Ausbeutung der Arbeitskraft. Das Gewinnstreben der Bauindustrie ist gut dokumentiert. Die Reaktion des Staates auf die Pandemie hat im letzten Jahr Zustände geschaffen, die mit den Menschenrechten kaum zu vereinbaren sind: Ausländische Bauarbeiter sind buchstäblich in den Arbeiterunterkünften eingesperrt. Durch die Lockdowns wurden die bereits bestehenden Arbeitshierarchien im Baugewerbe und ganz allgemein alle strukturellen Probleme der Gesellschaft weiter verschärft. Wir wollen schneller und billiger bauen, aber woher sollen wir die Arbeitskräfte nehmen? Woher kommen die Baustoffe? Wie bezahlt man die Arbeiter*innen? Es werden unglaublich viele neue Gebäude errichtet. Aber brauchen wir sie wirklich alle? Natürlich sind viele Menschen von dieser Branche abhängig, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Ein großer Teil der Bauten dient nur dazu, Geld zu verdienen, Arbeitsplätze zu schaffen und den Lebensunterhalt

zu sichern, aber ist das wirklich der effektivste Weg? Es ist ein Teufelskreis. Können wir kreativer und ethischer über unsere Entscheidungen nachdenken? Darüber, was gebaut wird und was nicht? All diese Fragen sind feministische Fragen.

SF: Architektur und Stadtplanung sind sehr wichtig im feministischen Kampf. Beispielsweise müssen wir weg von dem Trend, Wohnhäuser immer höher zu bauen und damit ihre Beziehung zur Straße völlig zu kappen. Die Straßen sollten die Häuser miteinander verbinden und sie nicht trennen. Jeder kleine Aspekt der Architektur, der die Wohnung weiter von der Straße entfernt und die Familie vom öffentlichen Leben isoliert, steht im Widerspruch zu einem Jahrhundert feministischer Kämpfe. Jede Tendenz zur Individualisierung schwächt de facto die Infrastruktur der Unterstützung, die sich die Frauen hart erarbeitet haben, um sich zu emanzipieren. Architekt*innen, die die Kämpfe der Frauen unterstützen wollen, sollten gegen die Individualisierung der Reproduktion angehen. In New York wurden Wohnungen, in denen vor 30 Jahren noch viele Menschen lebten, mittlerweile unterteilt. Jede Mikrowohnung hat nun ihre kleine Waschmaschine, ihren kleinen Fernseher, ihren kleinen Computerarbeitsplatz. Wenn man das Zimmer betritt, fällt man direkt aufs Bett. Es ist unmöglich, Freunde einzuladen. Man kann keine Gäste haben. In dem Haus gibt es kein gesellschaftliches Leben mehr. Wenn man gesellschaftliches Leben möchte, muss man in ein Café gehen. Man muss Geld bezahlen, um Leute treffen zu können. Angeblich sieht so das Zuhause aus, das sich die jungen Männer und Frauen, die neuen Entrepreneur*innen, wünschen. Unmöglich! Wir müssen Räume schaffen, die nicht individualisieren, die nicht trennen, Orte, die die Reproduktion nicht fragmentieren. Wir brauchen Gebäude mit Räumen für die Gemeinschaft!

MITARBEIT

Für die Gastredaktion: Daniela Ortiz dos Santos (DOS) und Charlotte Malterre-Barthes;
ARCH+: Mirko Gatti, Melissa Koch





„Wir wollen schneller und billiger bauen, aber woher sollen wir die Arbeitskräfte nehmen? Woher kommen die Baustoffe? Wie bezahlt man die Arbeiter*innen? Es werden unglaublich viele neue Gebäude errichtet. Aber brauchen wir sie wirklich alle?“ – LILIAN CHEE

01 Premilla Nadasen:
„Rethinking Care Work –
(Dis)Affection and the
Politics of Caring“, in:
Feminist Formations 33/1
(Frühjahr 2021), S. 165–188
02 Dolores Hayden – *The
Grand Domestic Revolution –
A History of Feminist
Designs for American Homes,
Neighborhoods, and
Cities*, Chicago 1981

03 Dolores Hayden:
*Redesigning the American
Dream – The Future of
Housing, Work and Family
Life*, New York 2002